

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

XV. Das Zillerthal. 1842, 1844

Das Zillerthal.

1842, 1844.

Nachdem wir damals von Finkenbergr herabgestiegen, waren wir im Zillerthal und kehrten in Maierhofen ein, in seinem letzten Dorfe. Von Maierhofen sind zwei Stunden nach Zell, ein lieblicher Weg durch hübsche Weiler. Zell selbst (1815 Fuß) ist ein stattlicher Ort mit großen steinernen Häusern, einer bedeutsamen Kirche und achthundert Einwohnern.

Es war der Dinzeltag der Schuhmacher, der Handwerksjahrtag dieser Zunft. An solchen Festen ist noch Musik und Tanz gestattet, und so gab sich erwünschte Gelegenheit, die Zillerthaler tanzen zu sehen, was jetzt selbst auf der Zeller Kirchweih nicht mehr möglich ist. Von dem Tanz der Zillerthaler hat Letwald eine sehr lebendige Schilderung gegeben; auch andere bemühten sich, die seltsame, fast außerweltliche Fröhlichkeit, die dabei walten soll, zu zeichnen. Gleichwohl scheint sich nun auch hierin mehr Ruhe und Mäßigung eingestellt zu haben, wenigstens entsprachen die Leistungen an jenem Tage keineswegs den Schilderungen, die davon zu lesen sind. Man spielte beim

Neuwirth in zwei Stuben auf; in der untern ein Geiger und ein Zitherer, in der obern eine Geige und ein Contrabaß. Die beiden Tanzböden waren sehr ärmlich ausgestattet — wenige Kerzen, in Kloben an die Wand gesteckt, verbreiteten ein höchst zweifelhaftes Licht. In diesem Halbdunkel glaubte ich gleichwohl einige schöne Umrisse jungfräulicher Gesichter zu erkennen und ich habe kaum zu viel gesehen, denn andern Tages fand ich bei hellem Sonnenschein alles bestätigt, was man von der Schönheit der weiblichen Thaljugend sagt. Die Balltoilette der Mädchen war ziemlich sorgfältig; die Buben staken zumeist in schmutzigen Hemden und hatten der Bequemlichkeit wegen die Joppen abgelegt. Der Wirth that sich am meisten hervor und wagte trotz seines Wänstchens die höchsten Sprünge. Der Neuwirth spielt noch so den alten Zillerthaler fort; nicht ohne heimliches Lächeln seiner einheimischen Vertrauten, jedennoch zum großen Vergnügen fremder Gäste, welche die nur ihnen bestimmten Schnurren für seine alltägliche Laune halten.

Andern Tages auf dem Wege nach Fügen, das fast am Eingang des Thales liegt, bekam ich das Gelände von Anfang bis zum Ende zu sehen und fand, daß es sehr freundlich und mild ist, wohlbebaut und fruchtbar. Mäßig erscheinende Höhen, bis oben hinauf mit Wald bewachsen, der an vielen Stellen gelichtet ist, um den Ansiedlungen Platz zu machen, unten eine breite grüne Thalflur mit schönen Dörfern, aus denen spitze Thürme ragen, mitten durch der Zillerbach, der in feuchten Erlenaunen dahinströmt; aber keine Wasserfälle, keine Lahn, keine Schrosen, keine Schlösser und keine Burgruinen; nur im fernen Hintergrunde als einzige, aber sehr ernste Großartigkeit ein ragendes Gletschergebirge. So ist jeder Punkt für sich sehr schön; der ganze Zug aber von Maierhofen bis Fügen oder Schlitters

sich selbst zu ähnlich, um dem Wanderer nicht etwas ein-
förmig vorzukommen.

Jügen (1716 Fuß) ist ein großes, unregelmäßig durch-
einandergestelltes Dorf von achthundert Einwohnern, mit
einem stattlichen Schlosse, das ehemals den Grafen Zieger
gehörte. Als zweiter Ort im Zillertthale hat es immerhin
seine landschaftliche Bedeutung, ist auch der Sitz eines Ge-
richtes, doch ärgert es die Jügener, daß man den Spruch:
Es gibt nur ein Jügen und ein Wien in der Welt —
schön öfter gedruckt hat, und sie behaupten, ihre Eitelkeit
sei nie so weit gestiegen, diese Nebeneinanderstellung im
Ernstes gut zu heißen. Es mag wohl damit dieselbe Be-
wandniß haben, wie mit dem andern Gedächtnißverse:

Stuhlfelden ist sich selber gleich,
Mitterfill gar ein Königreich —

welchen die Pinzgauer erdichtet haben, aber nur um selbst
darüber zu lachen. Berühmt ist die große Aussicht auf
dem Kelleroche, das sich über Jügen erhebt und gewöhn-
lich von diesem Dorfe aus bestiegen wird.

Zu Jügen im Hadlthurm sitzt zur Zeit Joseph Rainer,
einer aus der berühmten Gesellschaft, die einst mit so un-
geheurem Beifall den Zillertthaler Jodler in Großbritannien
erschallen ließ. Nach der Zurückkunft von seinen Kunst-
reisen hat er den Hadlthurm, der ehemals ein adeliger
Ansitz der Herren von Hadl war, käuflich an sich gebracht
und zum Gasthose eingerichtet. Es ist ein einstöckiges Ge-
bäude mit einem niedlichen Garten, mit Lauben und einer
grünen Veranda vor dem Hause. Englische Kupferstiche,
Porträte, Seeschlachten, Fuchsjagden und ähnliche Vor-
stellungen hängen in allen Zimmern und erinnern an das
Land, wo die Rainer groß geworden. Nachdem ich mich
etwas in dem gastlichen Herrensitze umgesehen, ging ich,

die Kirche zu betrachten. An der Außenseite ist jener vielbeweinte Leichenzug dargestellt, welcher zu Hall am 11. August 1838 gehalten wurde. Es waren nämlich damals die Compagnien des Landsturmes aufgeboten worden, um bei der Huldigung, die der Kaiser Ferdinand von der gefürsteten Grafschaft einnehmen wollte, in Innsbruck zu erscheinen. Die Jügener zogen nach Hall und ihrer sechzehn junge, schöne Bursche fanden eine Unterkunft in dem Hause des Gilgenbräus, das des Nachts einstürzte und sie alle erschlug. Ihre Grabmäler stehen hier und dort auf dem Kirchhofe.

Nach diesem ging ich einen stillen Pfad dem Zillerbache zu, schritt über einen schmalen Steg und stieg dann die Anhöhe hinan auf den Hartberg. Es ist dieß eine mächtige Halde, vollkommen begrünt von der Wurzel an bis zum Joch, allenthalben mit Gehöften, mit Scheunen und Schoppen übersät, mit Feld, Wiese und Wald in schöner Abwechslung geziert. Hart, der Mittelpunkt, ist ein kleines, aus Kirche, Widum und zwei Wirthshäusern bestehendes Dörfchen, in dessen steilen Fluren der Vicar eben lustwandelte, um sich der Abendluft zu erfreuen. Ich sprach ihn an und fand einen artigen Herrn, der mir die kleinen Sehenswürdigkeiten seiner Curatie gerne zeigte. Eine niedliche Einsiedelei, am Hange eines Tobels angelegt, mit Treppchen, Bänkchen und andern kleinen Spielereien, ist nicht übel zu betrachten.

Abends erzählte mir Herr Joseph Rainer im Hacklthurm von seinen und seiner Geschwister kleinen Anfängen und spätern Großthaten; wie er selbst, ein unbekannter Viehhändler, der viel in Mecklenburg und Preußen verkehrt, zu Leipzig eine Ankündigung gelesen, welche vier singende Tiroler-Kinder verhieß, während diese doch nur vier tirolisch gekleidete Jungen verschiedener Herkunft waren; wie

er sich über den Beifall, den sie trotz ihrer schlechten Kunst gefunden, entsetzt, aber seinen Geschwistern ahnungsvoll geschrieben habe, jetzt sei die Zeit gekommen, in alle Welt zu gehen und zu jodeln; sie möchten sich aufmachen und zum Scheine etwas Leder und Handschuhe mitnehmen, damit man eine Ausrede habe, wenn es mißlinge; wie sie dann, fast beklommen, zu Freisingen an der Isar zusammengekommen und dort vor schmalem Publikum gesungen, worauf es dann immer besser gegangen, bis im Jahre des Heils 1828 der Großherzog zu Karlsruhe die Geschwister mit der Auforderung überraschte, im Theater zu singen, damals für sie eine nie gehoffte Auszeichnung, obwohl dann bald auf ihrer zweiten Reise, welche nach England ging, die Zeit kam, wo ihnen die besten Freunde abriethen, sich im Theater hören zu lassen, damit sie nicht die Möglichkeit vernichteten, in Fashion zu kommen. Und richtig fanden sie dieses guten Rathes willen selbst bei dem Hof von England leichten Eingang. Von dem Zuge nach Großbritannien brachten sie 56,000 Gulden nach Hause und was sie später verdienten, war auch noch ansehnlich — der geistigen Schätze, darunter vor allem der gründlichen Kenntniß der englischen Sprache, ganz zu geschweigen. So wurde der Wohlstand der Familie geschaffen, die ehemals ein hölzernes Bauernhaus oben im Dorfe zu Fügen inne hatte, während jetzt Joseph Rainer im Ansig zum Hacklthurm haust, Franz Rainer Wirth zur Krone, Felix ein großer Bauer in Fügen, Maria daselbst verheirathet, Anton Postmeister in Schwaz ist.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß nach den Mainern noch viele andere Sänger aus dem Zillerthale auf Reisen gegangen sind. Am besten ist es später den Geschwistern Leo geglückt; auch sie erfangen sich ein beträchtliches Vermögen. Andere, die nachher kamen, fanden kältere Aufnahme und verzehrten unterwegs wieder, was sie erjodelt

hatten. Die Zillerthaler reden übrigens gerne von ihren weitgereisten Landsleuten und ihre Bildnisse hängen an vielen Wänden. Man sieht sie mitunter auch dargestellt, wie sie in England vor dem Könige sangen und bemerkt, daß sie dort manches angenommen, was sich zu ihrer heimischen Einfachheit kaum recht schicken will. Die Männer tragen da einen breiten Hermelinbesatz an den Jacken, und das Mädchen, welches in der Mitte steht und die Guitarre spielt, erscheint gar in einem atlassenen Ballkleid mit nackten Schultern wie die Stadtdamen, statt in dem schönen, kurzen Röschchen der Jungfrauen von Fügen.

Uebrigens ist Herr Rainer zum Hacklthurm ein sehr aufmerksamer Wirth und jetzt seit Jahren mit einer stattlichen Frau verheirathet. Er hat drei seiner Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben, das älteste zur Jungfrau erblühend, das jüngste kaum erst schulpflichtig, bereits herangeübt, um die Gesänge zu singen, die sein Glück begründet haben, und als ich Abends allein beim Essen saß, begannen sie alle, der Vater als Bassist auch dabei, unter der Thüre ein schönes Alpenlied, das mich sehr erfreute.

Als ich ein andermal ins Zillerthal zog, ging ich von Schwaz herab und vorn herein. Es war in der Frühe des achten Septembers 1844, eines Sonntags. Wir schritten unser zwei durch den Morgennebel, aus welchem Traßberg leuchtete, am Ufer des Inns hinunter nach Margreten, um die Wirthstöchter zu sehen, deren Schönheit zu ehren jeder sinnige Fußwanderer gerne ein Seidel Wein trinkt. Von da kamen wir nach Rothholz und zum Schlosse Thurnegg und schauten an den Berg hinauf, wo sich eben aus dem Dufte die alten Thürme von Rottenburg losrangen — von Rottenburg, wo einst Rotburga, die fromme Magd, gewaltet. Von Rothholz gingen wir nach Straß, über dem die Einsiedelei Brettfall auf einer Felsennase sitzt, warfen

einen Blick hinüber auf die herrliche Ruine von Kropfsberg und erreichten Schlitters, das erste Dorf im Zillertale. Dort haben wir etwas gerastet und schuldlosen Sinnes ein schönes Mädchen bewundert, die erste der Zillertalerinnen, die mein Freund im Leben erschaut. Diese kamen von jezt an sehr häufig vor, alle in stolzer Sonntagstracht, mit dem breitrandigen, hochspizigen Hut, an dem die goldene Quaste prangt, mit dem innthalischen Spenzer, der zuweilen von Sammet, mit kurzen Röcken und weißen Strümpfen. Sie nickten freundlich grüßend und der Pilger steht gerne still, um den Gestalten nachzusehen.

In Fügen sprachen wir im Hachlthurm zu und gingen dann im Dorfe spazieren. Es war heute sehr viel Leben auf den Gassen, denn man erwartete drei Prinzen, die Söhne des Erzherzogs Franz Karl, die in der Frühe nach Zell gefahren waren und jezt bald zurückkommen sollten. Deshalb und weil nach den Söhnen auch der Erzherzog Vater angesagt war, Triumphbogen, Inschriften und allerlei Zierrath an den Häusern. Während wir nun mit den Leuten sprachen, kam ein schmucker Zillertaler des Wegs, im Kriegsgewande, d. h. in der Schlachtenjoppe und dem Schützenbrustfleck, wie das heute die Aufgebotenen alle trugen, auch mit einem breiten Leibgurt, worauf in Silber das großbritannische Wappen zu sehen. Es war Ludwig Rainer, der in Amerika gewesen ist und von seinem Oheim Felix dieses Wappen ererbt hat; dem Oheim aber hatte es Georg IV. als Andenken verehrt. Wir plauderten etwas englisch zusammen, was er ganz geläufig spricht. Später beim Einzuge der jungen Erzherzoge sahen wir ihn wieder als Posaunenbläser unter der Schützenmusik.

Bald knallten nun die Böller und wir zogen hinaus zum grünen Ehrenbogen, wo die Jügener Schützencompagnie aufgestellt war, lauter schlanke, großgewachsene

Burschen. Die Schützencompagnien des Landes sind allenthalben in ihre Thaltracht gekleidet, und zwar so, daß dabei noch manches schöne Gewandstück festgehalten wird, welches sonst außer Übung gekommen ist. Im Zillertale trägt zum Beispiele jetzt unterm Jahre kein Bursche mehr den rothen, silberberdornen Brustfleck, wie er zur Schützenuniform gehört, sondern die neuere Weste, und in Meran sieht man die grünen Hüte, die beim Ausrücken erscheinen, nur noch an den höchsten Festtagen. Die Jügener führen übrigens zur Zeit grüne spitze Hüte, graue Lodenjoppen, wie sie auch im bayerischen Gebirge üblich, jenen silberumrandeten Brustfleck, schwarzlederne, weißgestickte Gürtel, schwarzlederne kurze Hosen und weiße Strümpfe.

Aus den Schützenreihen wehten zwei Fahnen, eine weiß und rothe und eine weiß und grüne. Auch führten sie Musik, völlige Militärmusik, mit Trompeten, Posaunen und vier Clarinetten, welche von Feiertagschülern geblasen wurden, die in der Blüthe der Jugend strahlten. Neben dieser neuern Einrichtung, die man den Schullehrern verdankt, stand aber noch, als ein Denkmal vergangener Zeiten, die alte Schwegelmusik, zwei betagte Knaben von Anno Neune, die noch die alten Märsche wußten, zu denen zwei junge Knaben die Trommel schlugen. Es ist zu fürchten, die Schwegler wachsen auch nicht mehr nach — sie werden nur so Ehren halber noch mitgelassen und schämen sich fast selber ihrer frohen Wissenschaft neben den sinnbethörenden Fanfaren, welche die andern Burschen zu Tage fördern. Es lohnt sich kaum noch, seine Nebenstunden auf die Querpfeife zu verwenden und die quiekenden, einsörmigen Weisen zu erlernen, die ehemals der Schrecken der Feinde waren und jetzt das Gespötte der Kinder sind. Ja, mir ging ein Stich durchs Herz, als die zwei verjährtten Gefellen, voll guten Willens, ihre Schwegeln an den Mund

setzten und sämtliche Schuljugend wie mit einem Schlag zu sichern begann. So war's auch bald darauf zu Meran, als der Erzherzog Franz Karl gekommen war und die Partschinser und Algunder neben der Triumphsäule auf dem Sande Parade machten. Da prangten die Schützen in voller Gala und standen in zwei Reihen, mit ihren Fahnen und ihren Spielleuten, welchen der Herr v. Goldegg die schönen Instrumente angeschafft hat. Neben allen diesen machten aber drei Männer einen absonderlichen Eindruck, drei alte verwitterte Kriegsmusikanten, zwei Schwegler und ein Trommler. Der eine der Schwegler, so ungefähr der wichtigste von den dreien, war Anno Neune auch dabei gewesen, aber der alte Held hatte seitdem wenig gute Tage erlebt und sah jetzt sehr schäbig aus. Der Trommler, der Maier von Verdigen, schlug eine französische Trommel, die er selbst erbeutet. Wenn er anhub mit seinen zitternden Händen die Schlegel zu rühren, dann ließ er das Haupt fast bis auf das Trommelfell sinken, so daß nur der ungeheure schwarze Hut zu sehen war, unter dem er sich lauschend versteckt hielt, gleichsam abgezogen von der Mittwelt und nur begierig, die alten, vertrauten Töne in nächster Nähe einzuschlürfen. Der Dritte stand schwächlich hinter den beiden und blies verschämt, nur stellenweise sichtbar, auf seiner Schwegel. Es war ein wehmüthiges Schauspiel, wenn die rauschende Blechmusik aufgehört hatte und der hüpfende Kriegsmarsch von Anno Neune begann. Dann wendete sich der schäbige Vorschwegler aufmunternd der Trommel zu, den Fuß mit schwerem Schuße zum Tactschlage hebend und der Andere versank träumerisch in den summenden Wirbel und der Dritte blies in schüchternem Verstecke geschäftig seine Weise. Die leichtfertige Jugend lachte zwar, wie sich die drei Musikanten so abmühten und doch nichts Rechtes zu Wege brachten, aber die Alten mag

es angewandelt haben wie ein vergessener Traum von Kriegsgeschrei und Blut und Brand.

Die Officiere der Schützencompagnien sind größtentheils noch bewährte Männer aus den Kriegszeitern. Sie werden durch eine andere Farbe des Hutes oder durch einen Federbusch kenntlich. Manchmal sieht man sie mit ausländischen Orden geziert, die sie im Krieg erbeutet haben und zur größern Auszeichnung anhängen. Die Befehlshaber der Jügener hatten große winkende Büsche auf den Hüten und bedenkliche Degen an der Seite, welche aussahen als seien sie ehemals in fremden Diensten gestanden. Der Hauptmann ging an der Fronte auf und ab und war sehr besorgt, daß alles ordentlich ablaufe. Wir schauten seinem Walten mit Theilnahme zu. Endlich kurz vor der Ankunft der Prinzen rief er: Wenn ich Vivat schreie, so schreit es ah! Nachdem in dieser Art die kommende Begeisterung geregelt war, rollten die jungen Erzherzoge heran, stiegen aus, wurden von den Beamten empfangen und gingen sammt ihren Hofherren an der Linie hinab. Die Schützen präsentirten und als der Hauptmann Vivat schrie, schrieen sie ohne Zögern alle nach. Hierauf zogen sie hinter drein und unzählbares Volk mit ihnen. Vor dem Landgerichte sangen die Rainer und alles, was in Fügen die Kunst des Gesanges treibt, ein prächtiges Alpenlied und darauf fuhren die Prinzen davon.

Von Fügen aufwärts, eine gute Stunde zu gehen, liegt das Dorf Ried. Hier ist im vorigen Jahrhundert Peter Prosch geboren worden, ein Bauernsohn, der, von Jugend auf im Auslande herumziehend, keine großen, aber viele lächerliche Begebenheiten erlebt und diese später beschrieben und herausgegeben hat. Ich wendete einmal viele Mühe daran, das Buch zu erfragen. Eine Frau, die ich auf dem Eisenhammer bei Uderns kennen lernte, wußte mir

zum erstenmale etwas davon zu sagen. Sie hatte es gelesen und nach eigenem Geständnisse mehr Vergnügen daran gefunden als an der schönsten italienischen Oper und dem feinsten Concerte. Sie wies mich an die Töchter des Peter Brosch, zwei alte Weiber, von denen ich die eine in Uderns fand — die andere war auf dem Felde — jedoch ohne das Buch erhalten zu können; sie hatte es einer guten Freundin in Hall geliehen. In Nied erfragte ich abermals ein Haus, aber da hatte es der Rothgerber in Fügen zu lesen. Nach Fügen wollte ich nun nicht mehr zurück und so tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß es mir ein guter Stern vielleicht noch anderswo entgegenführen würde. Und so kam mir denn auch, was ich im Zillertthale vergeblich gesucht, eines Tages zu Meran vor Augen und zwar unter dem Titel: Leben und Ereignisse des Peter Brosch, eines Tirolers von Nied im Zillertthale — oder das wunderbare Schicksal. Geschrieben in der Zeit der Aufklärung. München 1789. — Der Held dieser Biographie erblickte das Licht der Welt im Jahre 1745 in einem Söldenhäuschen zu Nied, als das jüngste von elf lebendigen Kindern. Im neunten Jahre verlor Peter seine Mutter — der Vater war schon lang vorher gestorben — der älteste Bruder aber hatte ein böses Weib geheirathet, welches die jüngern Geschwister bald alle aus dem Hause jagte. An einem schönen Nachmittage, erzählt die Lebensbeschreibung, um die Zeit der Weinlese, wenn die Blätter anfangen gelb zu werden, wenn alle Getreidefelder leer sind und die Kühe in kleinen Herden über die Berge und Felder hinweiden, kam der Knabe auf einem einsamen Fußsteige den Berg herab. Er war barfuß, aber seine schwarzbraunen Füße hatten sich ohne Verletzung über spitze Steine zu gehen gewöhnt. Seine Haut war durch Sonnenschein, Kälte, Regen und Wind so abgehärtet, daß ihn auch das Nitzen der Disteln und Dörner an den Wegen

nicht schmerzte. Er war mit einem zerrissenen Hemde und erbettelten Kleidern behangen. Den runden, vollwangigen, gelockten Kopf bedeckte ein zeretzter, alter, grauer, großer Hut, durch dessen Spalten die hellbraunen Haare häufig herausguckten. An seiner Seite hing ein alter Brodsack und in der Hand trug er einen starken, haselnen Stod, um die Hunde damit abzuwehren.

Als er so den Fußsteig am Berge herabkam, sah er vor sich eine schöne Wiese und jenseits der Wiese einen Wald, aus welchem ein dicker Rauch aufstieg. Rechter Hand, einen Steinwurf von dem Wege, lag ein Rübenacker, der rundum mit einem Faden umzogen war, an welchem alte Lumpen hingen, die, vom Winde bewegt, das Wild zu verscheuen bestimmt waren.

Der arme Peter eilte an die Wiese und setzte sich auf den Rasen. Da er hungrig war, machte er seinen Sack auf und als er nur einen schmalen Bissen trockenen Brodes fand, gingen ihm die Augen über und die Thränen begannen zu fließen über die braunen Wangen. Seufzend sagte er zu sich selbst: O meine liebe Mutter! nun hab' ich dich nicht mehr — du hattest immer Brod und wenn ich hungerte, gabst du mir. — Er guckte wieder in den Sack, ließ alle Brosamen zusammenrieseln und legte seinen Hunger daran. — O liebe Mutter! weinte er wieder, da liegst du hinter der Mauer in dem Kirchhofe und dein armer Peter geht nun allein in der Welt betteln, wie ein armes Kuchlein, das seine Gluckhenne verloren hat!

Indem er so vor sich hinjammerte, fiel ihm das Rübenfeld in die Augen, aber seine Mutter hatte ihm oft gesagt, es sei nicht erlaubt, zu stehlen.

Nunmehr kam ein Mädchen, welches eine weiße Ziege an einem Bande leitete, um sie auf der Wiese neben dem Rübenfelde zu weiden. Es war ein bildschönes Mädchen,

auch beiläufig zehn Jahre alt. Der Knabe machte sich auf und trat zu ihr. Mädel, sagte er, ich möchte gern ein paar Rüben essen. Gehören sie dir und deinen Leuten? — Ja; wo bist du her? — Lieber Gott, ich habe keine Heimath; ich bin ein armer Bue und heiße Petrus. — Schau, Petrus, sagte das Mädchen mitleidig, du darfst keine Rüben essen. Wenn dich hungert, will ich die Marrende mit dir theilen.

Sie zog sodann ein Butterbrod aus der Tasche und reichte es dem Knaben. Aber, sagte dieser, so hast ja du nicht genug. — O, ich bin nicht hungrig und esse mich den Abend wieder satt. — Als bald nahm sie auch ein kleines Messer hervor und theilte das Butterbrod in zwei ungleiche Theile, den größern aber gab sie ihm.

So saßen beide beisammen und aßen vergnügt. Während ihrer kindlichen Gespräche begann es Abend und kühl zu werden. Peterl, sagte sie, wo wirst du diese Nacht schlafen? — Darf ich denn nicht mit dir ins Dorf gehen? — Ach nein, wir haben einen bösen Ueberreiter, der jagt dich fort. Aber siehst du den dicken Rauch dort oben am Berg aufsteigen? Dort ist ein Kohlenbrenner, gar ein guter Mann. Der nimmt alle armen Leute in seine Hütte, wenn sie der Ueberreiter fortjagt; da geh du hin.

Run sagte ihn das Mädchen um den Hals, küßte ihn und ging mit ihrer Ziege gegen das Dorf. Er aber wanderte fort und dem Kohlenbrenner zu.

Als er durch das Laub daherrauschte und auf diesen zukam, fragte er: ob er ihn die Nacht beherbergen wolle. Der Kohlenbrenner erkundigte sich zuerst um seine Herkunft und versprach ihm dann, was er begehrte. Er führte ihn in seine Hütte, gab ihm zu essen und zu trinken und machte ihm ein Lager zurecht, in welchem Peter sehr gut schlief. Am andern Tage bedachte sich der Knabe, beschloß den

Bettel aufzugeben und sich nach einem Hirtendienste umzusehen. Als er nun Abschied nahm, sprach aber der Kohlenbrenner: Ei, Peterl! ich kenne so viele, die ihr Brod mit einer Handelschaft außer Landes suchen; probir' es auch! wer weiß, ob du nicht dein Glück finden kannst. — Wie sollt' ich es denn machen? ich habe kein Geld und wer wird mir etwas geben? — Ich will dir Bürge sein, sagte der Kohlenbrenner. Auf seine Worte ging der Knabe sofort zum Bartlme Hauser, einem Del- und Theriakfabrikanten. Dieser borgte ihm um drei Gulden neun Kreuzer solcher Waaren.

Mit diesen zog also Peter Brosch in seinem zehnten Jahre außer Landes, errang aber weniger durch seine Handelschaft, als durch schmeichelnde Bitten bei den Bäuerinnen in der Küche, und kam ins Schwabenland, bis nach Dischingen. Dort hörte der Fürst Taxis, der da sein Schloß hatte, auf der Jagd von dem kleinen weithosigen Tiroler und verlangte ihn zu sehen. Darauf ließ er ihn waschen, in Läufertkleider stecken und nahm ihn unter sein Hofgesinde. Peterl lernte dem Fürsten und der Fürstin den Rock küssen und bekam viele Teller voll Confect. Der Läufer Augustin hatte ihn in der Lehre und noch drei andere Jungen mit ihm. Sie liefen alle Tage zur Uebung vier Stunden weit spazieren nach Dillingen. Peterl war der begabteste unter den Jöglingen, lief am schnellsten und bekam daher am wenigsten Schläge. Aber in all dieser Herrlichkeit am Hofe befiel ihn doch das Heimweh und eines schönen Morgens ging er auf die Flucht. Ein schwarzer Reiter auf einem weißen Kofse holte ihn gleichwohl wieder ein und brachte ihn an den Hof zurück.

Im Herbst zog der Fürst nach Regensburg und Peter sah nun auch diese berühmte Stadt. Der fürstliche Rath Kirchmayr hatte eine besondere Neigung zu dem Knaben

gefaßt und die Frau Rätlin suchte ihm etwas Bildung beizubringen. Statt: Hov, was willst? sollte er nunmehr sagen: Was schaffen Euer Gnaden? Dieß war aber noch zu schwer für sein zartes Alter und als er einmal beim schwarzen Elephanten Salzburger Fuhrleute erfragt hatte, ging er mit diesen davon und kam wohlbehalten nach Hause, wo ihn nicht ein Bissen zu essen erwartete.

Tausenderlei Gedanken von großen Herren, von Gnaden und Glücksgütern hatte er von der Reise mitgebracht und nun trat dazu auf heimischem Boden das Bild der guten Kaiserin Maria Theresia, von welcher seine Landsleute so viel erzählten. Und siehe da! als er eines Abends schlafen gegangen, träumte ihm ganz natürlich, er sei bei der guten Kaiserin mit dem Hut unterm Arm, welchen sie ihm voll Geld geschenkt, und sie lasse ihm in seinem Dorfe eine Wohnung und eine Branntweinhütte bauen. Von da an kein anderer Gedanke mehr, als Maria Theresia, Hut voll Geld, Branntweinhütte, Haus bauen. Und nach verschiedenen Begebenheiten und mehreren Wochen stand Peter im Audienzsaale zu Schönbrunn. Maria Theresia kommt herein, der Knabe läuft ihr entgegen, purzelt auf dem glatten Boden rücklings hin, rafft sich wieder auf, kniet nieder und erzählt der Kaiserin, die sich vor Lachen kaum verzwifte, seinen Traum. Dieser ging nun nach seinem ganzen Inhalte in Erfüllung und der junge Tiroler kehrte reichbeschenkt in seine Heimath zurück. Es war an einem Sonntage und im nächsten Wirthshaus spielten Musikanten auf. Dahin ging nun Peter zum Tanze unter die Leute, die schon gehört hatten, wie glücklich er gewesen. Er war dreizehn Jahre alt und wurde als ein Wundermensch angesehen, weil noch niemand aus dem Dorfe nach Wien gekommen war. Vuben und Dirnen bewillkommten den Freund ihrer Jugend und schüttelten ihm die Hände. Unter

andern war ein hübsches Mädchen da, in seinem Alter, welches ihm die Hand gab und die seinige drückte und sagte: Gehst du nicht einmal mit mir tanzen? O ja, sprach Peter und fing mit ihr den Reigen an. Unterm Tanze aber flüsterte ihm das Mädchen ins Ohr: Peterl, magst du keine Rüben und Butterbrod mehr essen? Es war nämlich dasselbe Dirnchen, das einst neben dem Rübenacker auf der Wiese mit der Ziege erschien, als der andere mit seinem Brodsack von dem Berge heruntergekommen war. Sie blieben nun beisammen und gingen nach dem Tanze miteinander. Unterwegs umarmten sie sich öfters in unschuldiger Zärtlichkeit und versprachen einander zu lieben und zu heirathen. Als Peter sein Häuschen ausgebaut und das sechzehnte Jahr erreicht hatte, hielt er Hochzeit mit dem Mädchen, welches auch keinen Vater und keine Mutter mehr hatte, wie er. Sie waren zusammen einunddreißig Jahre, sieben Monate und fünf Tage alt.

So weit diese Dorfgeschichte, in der man übrigens ersieht, daß der Text gewiß nicht vom Erzähler selbst, sondern höchst wahrscheinlich von einem der damaligen Schöngelister zu München redigirt ist. Was weiter folgt, ist als Beitrag zur Memoirenliteratur des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Werth. Es enthält manch anmuthiges Detail aus dem Leben der kleinen Höfe in Bayern, in Franken und am Rhein, so wie des großen Kaiserhofs zu Wien. Peter Prosch setzte nämlich seine Züge fort — er rühmt sich, der erste Handschuhhändler zu sein, der aus dem Zillertale nach Deutschland gekommen — und machte sich durch seine heitere Laune überall sehr beliebt; insbesondere thaten der Fürstbischof von Würzburg und der Markgraf von Anspach ungemein vertraulich mit ihm. Allenthalben fand er adeliche Gönner und Gönnerinnen, die er Vater und Mutter nennen mußte. Vom Kurfürsten Maximilian III. von

Bayern erhielt er eine Ehrenmedaille, die er als einen Orden tragen konnte, und ein Decret, wodurch ihm ein jährlicher Gnadengehalt von sechs Tausend neun Hundert und zwölf — Pfennigen zugesichert wurde. In Folge dessen glaubte er sich berechtigt, nach dem Tode seiner Frau auf den Titel eines „kurbayerischen verwittweten Hoftirolers“ Anspruch zu machen. Die meiste Ausbeute für fürstlichen Spaß und cavaliermäßige Ungezogenheit gab sein furchtames Naturell. Er duckte zwar die Kaiser, die Kurfürsten, Fürstbischöfe und Markgrafen und hunzte sie, wenn's der Augenblick zu fordern schien, auf gut tirolisch aus, aber es scheint, als habe ihm selbst bei diesen Raivetäten, die mit unausschöpflichem Gelächter hingenommen wurden, das Herz im Leibe gezittert. Es kam auch vor, daß ihn seine Gönner durch einen als Bären verummten Hofbedienten zur Nachtzeit aus dem Bette und mutternackt über den Hof sprengten, oder daß man ihn auf ein tüdisches Pferd band und halbtodt vor Angst wieder herunternahm oder daß man etliche Grenadiere auf ihn zumarschiren, ihn als Recruten aufpacken und dann den tödtlich Erschrockenen wieder freiließ. Einmal mußte er auf des Prinzen Maximilian von Zweibrücken, des spätern Königs von Bayern, Veranstaltung zu Straßburg in das Schifflein eines aufsteigenden Luftballons sitzen, was ihm auch ungemeine Beschwerverursachte, vieler andern Neckereien nicht zu gedenken. Er selbst beruhigte sich zulezt über alles, wenn es nur den Herren Spaß gemacht hatte. Auch klebte er mit treuer Anhänglichkeit an all den Potentaten, die sich an seinen Kengsten zu ergötzen liebten und ihm deren Gedächtniß durch zahlreiche Kremnitzer Ducaten zu versüßen wußten. Bei ihren Geburts- und Namenstagen unterließ er nicht einen gereimten Glückwunsch anzubringen, deren mehrere in dem Buche abgedruckt sind. So viel von Peter Brosch,

der im Jahre 1804 gestorben ist. In Ried steht noch das Haus, wo der Ehrsame, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt, seine Tage als Wirth beschloß.

Der oben erwähnte Handel mit Theriak und Oelen, der früher viele „Mithridatsträger“ beschäftigte, ist zum Besten der Mitwelt schon im vorigen Jahrhundert verboten worden. Er ernährte in seiner Blüthezeit bei vierhundert Mannsbilder und zur Erzielung der Waare wurden im Zillerthale eine beträchtliche Anzahl bäuerlicher Laboratorien unterhalten. Die Landleute zogen in ihren Gärten Rosmarin und Lavendel; Salbei, Wachholder, Tannzapfen, Rienholz und derartige Stoffe boten die Wälder und die Felder. Im benachbarten Achenthale fand sich ein Gestein, aus dem sie Steinöl gewannen, welches man in Viehkrankheiten als wohlthätige Arznei besand. Die Wälschtiroler trugen lebendige Scorpionen herzu und die Zillerthaler erquetschten daraus das für den Hundsbiß gerühmte Scorpionenöl. So waren alle drei Reiche der Natur ihrer Delindustrie dienstbar geworden.

Nachdem wir damals in Fügen die Erzherzoge gesehen, fuhren wir mit dem Stellwagen gegen Zell hinauf und hielten zu Kaltenbach, einem kleinen Weiler nächst Ried. Als wir ausstiegen, stand mit offenen Armen ein bejahrter Bauer an dem Schläge und empfing uns mit dem heitersten Gesichte, wie seine Gastfreunde von Jahrhunderten her. O du mein lieber fremder Herr, sagte er zu mir, grüß di Gott viel tausendmal und wie schien is des, daß du auch ins Zillersthal hast einhi mögen. — Darauf wandte er sich einem Andern zu, den er schon früher kennen gelernt, und bewillkommte auch diesen: O du mein lieber Freund von Schwarz, wie freut's mi, daß i di wieder a mal sehen thue und was macht der alte gute Herr Vater? Und endlich redete er uns alle zusammen an, wie wir ausgestiegen waren: O

es lieben freundlichen Herrn! bekannt und unbekannt, grüßent Gott viel tausendmal im Zillersthal. Ich moan, ich sollent alle kennen. — Die Fremden sahen sich sämmtlich verwundert an, worauf denn jener Mitreisende aus Schwaz das Wort ergriff und sagte: Ja, meine Herrn, das ist der Nußbaumseppel, ein besonders guter und freundlicher Mann und es ist so seine Art.

Mir trat das Conterfei vor die Seele, welches neben dem Titelblatte von Peter Broschens Leben zu finden ist, und ich meinte, im Nußbaumseppel zu Kaltenbach bei Nied das Abbild jener gutmüthigen Züge zu sehen, die einst dem verwittweten bayerischen Hoftiroler angehört; freilich in etwas älterer Erscheinung, denn der Nußbaumseppel ist ein Sechziger und hat schöne weiße Haare, die angenehm um das röthliche Gesicht spielen, welches auf einem weidlichen Kropfhalß sitzt. Auch der süße, singende Ton der Stimme, dachte ich mir, wird derselbe sein, wie ihn der erste Handschuhhändler von Tirol benützte, um sich im Auslande seine Bahnen zu brechen und bei Herren und Damen sein Glück zu machen; nur das Herz muß bei seinem zeitgenössischen Doppelgänger viel muthiger sein, sonst hätte er sich nicht solcher Ehren zu erfreuen, wie sie ihm laut des Folgenden noch heutzutage zu Theil werden.

Der Nußbaumseppel gesellte sich nun zu uns — es war Sonntag und ihm nicht zu verargen, wenn er nebst seiner Gattin im Wirthshause saß — und erzählte, daß er mit dem rechten Namen Josef Hellwart heiße und überm Bache drüben Haus und Hof besitze, früher aber in der bayerischen Armee gedient und eine sonderliche Verehrung für seine ehemaligen Landsleute geschöpft habe. Mich hielt der heitere Tischgenosse zuerst für einen Mecklenburger und zwar der Mundart wegen, was nicht auffallen darf, da die Zillerthaler zur selben Zeit auch einen schwäbischen Maler von

Constanz für einen Mecklenburger nahmen. Als ich nun meinen neuen Freund nicht ohne Mühe überzeugt hatte, daß ich die angemuthete Landsmannschaft ablehnen müsse, ließ er mir keinen Frieden, bis ich ihm sagte, wo ich wirklich geboren, und dieß ist zu Aicha in Oberbayern. Darauf zeigte er, daß er in diesem Städtchen sich ausgebreitete Bekanntschaften erworben und mit Beamten und Bürgersleuten als wandernder Händler viel Verkehr gehabt habe — mich aber hieß er von jetzt an den Herrn Assessor von Aicha, womit mir untüchtigem nur zu viel Ehre widerfuhr. Nunmehr hob er an von der Schlacht bei Hanau und der Belagerung von Hüningen und andern Kriegsthaten zu erzählen, und von seinem Leben als bayerischer Chevaugleger in Frankreich. Und dann begann er fast in rührender Weise seine Dankbarkeit zu äußern gegen den General Hugenpoet, seinen Obersten, und gegen den General Von der Mark, seinen ehemaligen Rittmeister, den er lieber habe, als alles auf der Welt, mit Ausnahme seines Weibes, der ihm des Jahres einmal und dem er des Jahres zweimal schreibe, weil der Mindere doch immer mehr zu thun habe, als der Höhere und der aus ihm, einem lesensunkundigen, rohen Burschen einen so tüchtigen Mann gemacht. Ja, mein lieber Herr Assessor! sagte er, die Behandlung macht alles, gar alles! und mit seiner Behandlung hat mich mein lieber Herr Rittmeister zu dem gemacht, was ich jetzt bin. — Dann brachte er ein munteres Hoch aus auf seine ehemaligen Vorgesetzten und auf die bayerische Armee in der Kriegszeit. Ich muß gestehen, daß mir bei so viel Aehnlichkeit im Wesen auch die Kremnitzer Ducaten einfielen, die weiland der Hoftiroler für seine süßen Sprüche zu erhalten gewohnt war, aber ich hatte mich dieses Verdachtes nur zu schämen, denn der Rußbaumseppel will sich nichts verdienen mit seinen Reden. Auch erfuhr ich gleich hernach, daß

er ein wohlstehender, seiner Ehrlichkeit wegen geachteter Mann sei, dem die Nachbarn nichts zur Last legen, als daß er etwas gerne plaudere. Bei der Abfahrt begleitete er seine lieben, fremden Herrn, den lieben Freund von Schwarz und den lieben Herrn Assessor von Nida wieder an den Schlag, schüttelte uns herzlich die Hand und lud uns alle ein, andern Tags zu ihm auf seinen Hof zu kommen und seine Butter und den guten Kirschbranntwein, den er habe, zu versuchen.

Die sonntägliche Stellwagengesellschaft wurde durch diese Begegnung sehr heiter gestimmt und die Zillerthaler, die dabei waren, erzählten nun allerlei Geschichten. Ein mitfahrender Bauer, einer von den jungen, klagte sehr bitter, daß die alte Fröhlichkeit im Zillerthale so unbarmherzig ausgerottet werde. Der Bue meinte, daß das Raufen abgekommen, sei nicht Schade, aber daß man auch Singen und Tanzen verbiete, das sei zu viel. Jedemnoch gehe es noch immer nicht recht mit der Traurigkeit; im Zillerthale, meinte er, sei keine Lustbarkeit eine Sünde, denn man müsse alles wieder hinausarbeiten. Auch seien die Mädchen zu schön und zu gut und hätten die Buben zu lieb, als daß man zwischen beiden ewige Feindschaft stiften könnte. Eine große Au, an der wir vorüberfuhren, gab ihm Anlaß, ein früheres Volksfest in Erinnerung zu bringen. Ehemals wurde da nämlich alle Jahre ein Widderstoßen abgehalten zwischen den Jüngern und den Zellern. Beide Gemeinden zogen dazu einen Widder heran und jene, deren Kämpfe den Sieg errungen, hatte auch das Recht, das besiegte Thier an sich zu nehmen. Der Bursche meinte indessen, man habe sich nicht so sehr auf das Widderstoßen gefreut, als auf das Plaisir, welches gewöhnlich darauf folgte. Wenn es nämlich die Widder nicht ausmachen konnten und der Sieg, was oft der Fall war, unentschieden

blieb, so machte es die männliche Jugend aus und es kam dann auf der grünen Au zu einem schachtenartigen Kampfe. Dabei trugen die Dirnen Steine zu, haranguirten die Kämpfer, brachten die Verwundeten aus dem Gefechte und schmeichelten den Kühnen und Tapfern. Dabei wurden aber auch Augen ausgedrückt, Ohren abgebissen und noch gräulichere Dinge verübt. Ein paar Leichen auf dem Felde war nichts Ungewöhnliches. Das letztemal als die alte Sitte noch zum alten Unfug führte, blieb es unentschieden, wer die Sieger gewesen. Der Bursche behauptete, die Jügener hätten davon getragen, aber kaum hatte er's gesagt, als sich der Kutscher vom Cabriolet herein ins Gespräch mischte und sehr gereizt dem Andern zurief: „Ist nicht wahr, die Zeller.“ Die beiden Jungen fuhren hitzig gegen einander; der ehemalige Großkampf der Nachbargemeinden schien sich im Kleinen erneuern zu wollen, und wenn der Stellwagen überhaupt für pugilistische Künste eine bequemere Arena wäre, so hätten wir leicht etwas erleben können. So aber gelang es uns durch beruhigende Worte die Gemüther wieder zu beschwichtigen und der Jügener gab am Ende sogar zu, daß dem Vorkämpfer der Zeller, der die Gegner zuletzt zum Einzelkampfe herausgefordert, allerdings keiner mehr gestanden sei.

Also wieder in Zell, wo am neunten September 1844 der Erzherzog Franz Karl vom Pinzgau her seinen Einzug halten sollte. Im Dorfe war den Tag über große Bewegung; es sammelten sich die Schützen und die Zuschauer und der Bräuwirth hatte alles aufgeboten, um die Stirnseite seines Gasthofes, den der hohe Reisende zur Nachtherberge ausersehen hatte, recht festlich herzurichten. Wir gingen einstweilen, da noch einige Stunden übrig waren, zur kleinen Goldhütte am Heinzenberg hinaus und besahen uns die Werke. Zur Ansicht für den Erzherzog hatte man

eine Goldrose in Bereitschaft, einen runden trausen Fladen des edelsten Metalles. Die Gruben, aus denen die Erze kommen, liegen gleich zur Seite.

Allmählich war es Abend geworden und als endlich die Nacht sich auf das Thal gelegt, da trachten die Böller von der Höhe des Heizenbergs und ringsum erglommen die Bergfeuer, die kunstlosen, welche die Hirten zusammentrugen, und ein anderes mit Scharffinn angelegtes, das den erzherzoglichen Namensbuchstaben und eine Krone darüber darstellte. Zugleich erschien an der Halde des Heizenbergs eine lange Reihe von Lichtern, die abwärts stiegen. Sie bezeichneten den Gang der Erwarteten. Nun setzten sich die Zeller in Bewegung und zogen hinaus und empfingen den Erzherzog. Böllerknallen, Hörnerklang, Trommelwirbel, Vivatruf scholl begeisternd in einander. Dann zog man mit fröhlichem Lärme wieder in das Dorf. Die Schützen bildeten ein Spalier vor dem Bräutwirthshause, der Erzherzog und sein Gefolge ging mit freundlichen Grüßen hindurch, die Wirthsleute riefen ein herzlich Willkommen, der kaiserliche Herr trat ein und das anhängliche Volk drängte nach, so viel es vermochte. Bei den Vorbereitungen für das Fest hatte man auch der Alpenlieder nicht vergessen und die Leo, drei Sängers und eine Sängerin, warteten oben im schönsten Putze, um den Erzherzog durch ihre Tödler zu vergnügen. Dieses gelang auch sehr gut und der hohe Gast sprach ihnen, nachdem der Gesang zu Ende war, in freundlichster Weise seinen Dank aus, gab ihnen auch Gelegenheit, einiges von ihren Reisen zu erzählen. Bald darauf zog er sich in seine Gemächer zurück und wir andern sammelten uns in den untern Stuben. Es war ein schöner Zug des edeln Reisenden, daß er uns so lustig sein ließ, als wir wollten, obgleich das Jauchzen und das Jodeln manchmal wohl sehr störend in sein Gemach hinaufhallen mochte.

Wir suchten in die Nähe der Leonen zu kommen, da wir gehört hatten, sie würden unten noch etwas singen. Ich erhielt einen Platz neben dem Schullehrer, einem muntern Herrn, der heute die Zoppe trug als Vorsteher der Schützenmusik, zu welcher auch Ferdinand Mariacher, der Organist aus Dur gekommen war. Nach einiger Erquickung begannen die Sänger ihre schönen Lieder, womit sie bei allen Hörern große Ehre einlegten. Die Geschwister Leo haben freilich als Epigonen nicht jene Berühmtheit erlangt, die den bahnbrechenden Hainern zufiel, sind aber doch auch weit herumgekommen in der Welt. Sie sprechen zwar nicht englisch, aber dänisch und schwedisch. In Scandinavien hat es ihnen vor allen andern Ländern am besten gefallen; in Dänemark und Schweden behaupten sie die menschenfreundlichsten Leute gefunden zu haben; aber in Belgien unter den Wallonen sei ihnen viel unangenehmes begegnet und sie hätten manches zu erleiden gehabt von dem Eigennutz und der Geldgier dieses Volkes.

Andern Tages endeten die Festlichkeiten mit einer Heerschau der Zeller Schützen, welche auf dem Platze vor dem Bräuwirthshause aufmarschirt waren. Darauf fuhr der Erzherzog mit seinem kleinen Gefolge davon und unser Zell kehrte wieder zur alltäglichen Ordnung zurück.

Ein Spaziergang in den ebenen Fluren dieses Dorfes ist zumal an einem Sonn- oder Feiertage eine angenehme Unterhaltung. Die Einwohner der zerstreuten Höfe sitzen dann auf ihren Sommerbänken vor den Thüren und plaudern — aus dem Stübchen tönt oft Zitherklang — im nächsten Hause wird gesungen, vom Berg herab erschallt das Jauchzen fröhlicher Buben. Da die Zillerthaler gar nicht schüchtern, sondern eher etwas dreist sind, so ist gut mit ihnen reden; man geräth leicht ins Gespräch, das sich in heiterm Scherze fortspinnnt und endet. Als ich eines

Tages nach einer solchen Wanderung wieder dem Flecken zugehend, saß vor einem kleinen Hause ein Mädchen, das mich grüßend ansprach. Während wir redeten, kamen mehrere Buben des Weges, welche sich mit Freundlichkeit meinen Tabaksbeutel ausbaten, um ihre Pfeifen zu stopfen. Endlich erschien noch ein Mädchen, ein schönes Wesen, und nun meinten die Jungen, wäre etwa ein Gesang zu versuchen. Man unterließ nicht zu fragen, wie viel ich dafür hergeben würde, und so machte ich mich anheischig, eine Halbe Wein zu setzen. Nachdem diese Vorfrage erledigt war, sangen sie also, die beiden Mädchen und ein junger Bergknappe, nicht ohne Kunstfertigkeit. Zuerst stimmten sie das schöne Lied an: Es wohnt ein Müller an jenem Teich — dessen Fortsetzung ich mir aber aus Schamhaftigkeit verbat. Dann fielen sie auf die Romanze vom schwarzbraunen Engelschmiedsgesellen, den eine schneeweiße Markgräfin liebt, ein Lied, das zwar mit dem Augenmaß der Schicklichkeit betrachtet auch nicht ganz tabelfrei, aber sonst sehr lobenswerth ist. Es erfreut sich einer weiten Verbreitung in Tirol, denn die Bauern um Meran kennen es eben so wohl, als die Bergknappen am Heinzenberg. Auch in des Knaben Wunderhorn ist dasselbe aufgenommen, doch erscheint dort ein Zimmergesell statt des schwarzbraunen Engelschmiedsgesellen.

Nach diesem wurden noch einige andere Gesänge vortragen, zumeist erotischen Inhalts, mitunter auch ziemlich schlüpfrig, was aber kaum geahnt zu werden schien, denn die Mädchen sangen sie so unbefangen heraus, wie eine tugendhafte Gnome, während mir nichts übrigblieb, als den Hut tiefer ins Gesicht zu drücken, wie das Maidele in Dux. Nachdem es der Lieder genug waren, fingen die Dirnen mit einander zu tanzen an, wozu der Bergknappe begleitende Schnaderhüpfel sang, und nach diesem ging ich

mit leerem Tabaksbeutel, den die Jungen ausgeraucht, wieder nach Zell zurück.

Die Zillertthaler sangen übrigens schon lange Zeit, ehe Joseph Rainer zu Leipzig auf den Gedanken verfiel, ihre Alpenlieder in die große Welt zu tragen. Diese unermessliche Erweiterung des Publicums blieb aber nicht ohne Rückwirkung auf den Gesang selbst. Zu der Zeit nämlich, als die Geschwister Rainer auf Reisen gingen, war der Schnaderhaggen fast die einzige Form, in welcher sich die Volkspoesie erging. Jetzt aber fand man, daß im jodelnden Kunstgesang der vierzeilige Satz nicht ausreichte — er war schlechterdings zu kurz und die Verbindung unzusammenhängender Strophen schien aus ästhetischen Gründen nicht zu rechtfertigen. Man bemühte sich nun längere Lieder zu finden, von der Art, daß sich am Schlusse jedes „Gesagels“ ein Jodler anhängen ließ. So sind eine Anzahl Lieder in den Bereich des Alpenliedes gezogen worden, die ursprünglich kaum dafür berechnet waren, oder die von studirten Volksfreunden verfaßt wurden. Hier und da versuchte auch ein Aelpler seine Gefühle in längern Gedichten auszuhauchen und den Landsleuten zu brauchbaren Texten zu verhelfen, wie wir das von dem Schullehrer zu Finkenberg wissen. So ergibt sich denn, daß das Meiste, was jetzt im Auslande gesungen wird, eigens für diesen Zweck gemacht worden ist. Das alte, einheimische Volkslied von der Bürgal, welches im zweiten Bande des Sammlers mitgetheilt ist, dasselbe welches sich Lenzwaid angeblich wieder von Maria, der schönen Duxerin, vorsingen ließ, ist schon längst vergessen.

Ueber die Schnaderhüpfel oder Schnaderhaggen, die man hier zu Lande schlechtweg Liedeln oder G'sangeln nennt, enthält derselbe Band des tirolischen Sammlers (1807) einen gutgeschriebenen Aufsatz, dessen ausgiebige Benützung

wir uns wenig zu Gewissen nehmen, weil der Verfasser J. Strolz noch ein andres Zillerthal vor Augen hatte, als wir es kennen. Er erzählt uns wie diese G'fangeln zubörderst beim öffentlichen Tanze erklingen, und um dieß recht aufzufassen, müssen wir uns in eine große Wirthsstube denken, an einem Kirchtag oder bei einer Hochzeit, wo alles wimmelt von starken Buben und blühenden Mädchen, wo die Tische voll Gläser sind und die Köpfe voll Wein. In einer Ecke steht eine große Kornkiste und auf dieser bemerken wir im Geiste Zither, Hackbrett, Schwegel, ein paar Geigen, den großen Baß, Maultrommeln u. s. w. sammt den dazu gehörigen Spielleuten, was alles zusammen die Spielleuttruhe genannt wird. Wenn's nun von neuem angehen soll, so tritt einer der Tänzer mit seinem Mädchen zur Spielleuttruhe vor und wirft dieser sein schnödes Silber zu, bald mehr bald weniger, je nach Stand und Vermögen, oder auch nach Eitelkeit und Ehrgeiz. Dieß heißt einen Tanz anfrümen und im Unterinntale wurden dazumal für einen einzigen Ländler oft mehrere Kronthaler auf die Truhe geworfen. Dafür durfte nun jenes Paar für sich allein tanzen, und die andern mußten zusehen, bis der angefrüimte Ländler vorüber war. Wer sich indessen nicht so viel herausnahm, sondern sein Vergnügen still und anspruchlos mit den andern genoß, der zahlte einen Groschen für den Tag und nochmal einen nach dem Ave Maria Läuten. Aus einer schätzbaren Notiz bei Peter Prosch ist zu entnehmen, daß man zu seiner Zeit, wenn man sich sehen lassen wollte, vier Kreuzer gab. Nachdem also ausgezahlt war, stimmte der Tänzer in einer selbstgewählten Melodie sein Schnaderhüpfel an, und die Musik fiel alsogleich begleitend ein — woraus sich denn deutlich ergibt, daß das Schnaderhüpfel der bajubarische Vertreter der romanischen Ballade ist.

„Eine andere Gelegenheit, die erwähnten Liedchen zu

singen, bietet den Buben das Gasselgehen oder Anfensterln, dasselbe, was man im Bregenzerwalde die Stubet nennt. Wenn nämlich der theure Junge von einem solchen Liebesabenteuer zurückkehrt, stimmt er auf dem Heimwege sein Gassellied an und begleitet es mit einem Jauchzen, wovon die Gebirge wiederhallen. Vor dem Besuche hütet er sich gerne seine Gefühle laut werden zu lassen, besonders auf dem Gang in entferntere Orte, da die Bursch (so heißt die Gesamtheit des ledigen Mannsvolkes einer Gemeinde) mit eifersüchtigen Augen die Schönen ihres Dorfes bewacht, er also Gefahr läuft, im Falle der Entdeckung von derselben geästet, geseitert oder gewasent, d. i. mit Baumästen, Scheitern oder Wasen (Nasenstücken) geworfen zu werden.“

„Alte Mütterchen haben schon lange durch schreckbare Spukgeschichten, die Geistlichen durch Kanzelreden, die Beamten durch Arrest- und Geldstrafen dem Gasselgehen entgegen zu wirken gesucht, aber umsonst. Von letztern zumal wurde mancher, der anfangs als Eiferer auftrat, durch unangenehme Erfahrungen dahin gebracht, die Sache bald leichter zu nehmen. Noch jetzt ist die Sitte nicht abgekommen.“

„Der dritte Ort, diese Gedichte zu singen und sie zu verfassen, sind die Almen. Von aller Gesellschaft durch mehrere Monden getrennt, suchen natürlich die einzelnen Viehhirten ihre Nebenstunden so gut als möglich zu verkürzen. Sie verfertigen aus Farchen- oder Kieferholz eine Menge jener Späne, deren man sich auf dem Lande statt der Kerzen bedient, oder sie flechten aus Latschen- oder Bündelstauden eine Art Holzschuhe, Knospen, für Stall- und Bergleute überhaupt ein nothwendiges Bedürfniß. Viele wissen auch allerlei Hausgeräth, Löffel, Teller, Milchgefäße zu schnitzen. Unter diesen Handarbeiten finden sie nun Muße genug,

sich ihrer daheim gelassenen Mädchen zu erinnern und auf sie oder auch auf ihre Nebenbuhler mancherlei Liebes- und Spottgedichte zu verfassen. In jeder Alpenhütte findet sich überdieß eine Maultrommel, eine Waldflöte, eine Schwegel, eine Zither und dergleichen, so daß diese Sennen auch Gelegenheit haben, eine passende Arie auszufinnen und sich in mannigfaltiger Begleitung zu üben.“

„Auch auf dem Felde, bei den beschwerlichen Bergmahden und bei häuslichen Beschäftigungen werden diese Liedchen, meistens von Mädchen gesungen; sie dienen ihnen zur Ermunterung und lassen sie wenigstens auf eine Zeit die Schwüle des Tages vergessen.“

Die Schnaderhüpfel sind der überwiegenden Mehrzahl nach erotisch oder satirisch; Liebesfreude oder Spott ist der Hauptinhalt; erstere oft sehr zart, oft sehr unzart gemalt, letzterer immer treffend und witzig. Es geht über alles her, was im Wege liegt, über die Fehler der Buben, wie über die Schwächen der Mädchen — über diese freilich lieber, als über jene — über den Nachbar, über die Gemeinde, über die Nachbargemeinde und über das ganze Thal. Es begibt sich keine alberne Geschichte, die nicht ihre Reime erhielte. Das elegische Element, wie es in den slavischen Volksliedern lebt, tritt nur sehr selten hervor; das historische gar nie; ein heroisches nur im skoptischen Truglied, das den Gegner zum Kaufen fordern soll. Die Melodien, nach denen sie zu singen sind, lassen sich nach Duzenden zählen, die Schnaderhüpfel selbst nach Hunderten und Tausenden. Viele haben nur ein ephemeres Dasein; viele leben länger, verschwinden aber auch wenn ihre Zeit um ist — andere sind nur in bestimmten Dorfschaften bekannt, andere gehen durch Steiermark, Pinzgau, Zillertal, Inntal, durchs bayerische Gebirge und wiederhallen im Schwarzwald, wie im Böhmerwald. Es sind lauter Anonyma, man

weiß auch von den beliebtesten nicht, wer sie gedichtet hat, und selbst die Frage darnach würde lächerlich scheinen.¹

Aus den Anmerkungen, welche J. Stolz seiner Sammlung beigefügt hat, wollen wir doch noch einiges herausheben, was den Leser allenfalls anziehen könnte, wenn auch vieles davon Antiquität ist. Zu dem bekannten G'sangel:

A Büchse! zum Schießen
Und an Stoßring zum Schlagn
Und a Dienal zum Liebn
Muß a frische Bue habn!

zu diesem auch von Immermann aufgenommenen Liedchen, welches schon 1807 gewiß nicht mehr ganz neu war, aber doch noch immer gehört wird, sagt der Verfasser Folgendes:

„Stoßringe oder Schlagringe sind die gewöhnlichen Waffen der Käufer, dienen aber auch dem ländlichen Mannsvolke zur Bierde. Sie bestehen aus eisernen, messingnen oder silbernen Reifen mit einem großen darauf gelötheten Knopfe von gleichem Metalle. Geprüfte Robler bedienen sich dieser Ringe höchst selten, da ihnen die geballte Faust die nämlichen Dienste leistet. — Dieses Liedchen gibt übrigens die Hauptzüge des Volkscharakters im Unterinntale sehr deutlich zu erkennen. Ein leidenschaftlicher und gleichsam angeborner Hang zur Jagd und zum Scheibenschießen ist zwar dem größten Theile der Tiroler gemein, indessen räumt man doch dem Unterinntale allgemein ein, die meisten guten Schützen zu zählen. An jedem Sonn- oder Feiertage üben sich die jungen Leute den Sommer und Herbst

¹ Mehreres über Schnaderbüchel ist zu lesen in meinen „Wanderungen im bayerischen Gebirge.“ Zweite Auflage. München 1864. S. 160 u. ff.

hindurch sehr eifrig in dieser Kunst und bringen es darin zu einer unglaublich hohen Fertigkeit. Eben so groß, als der Hang zur Jagd, ist die Kauflust der Tiroler, oder die Sitte, sich bei Beleidigungen durch einen Faustkampf auf dem Plaze Genugthuung zu verschaffen. Diese Kämpfe vertreten gleichsam die Stelle der alten Ordalien und haben, wenn sie im Angesichte des versammelten Volkes geschehen, ihre eigenen Regeln und Gesetze. Werden diese von einem der Kämpfer durch Beißen, Aneipen, Augenstechen und derlei verbotene Kunstgriffe übertreten, so werfen sich alsbald einige aus der Versammlung zu Kampfrichtern auf und stehen dem Uebervortheilten bei. Solche unzulässige Hülfsmittel anwenden, heißt mit dem Kunstausdrucke schelmen. Jedes Landesviertel, jedes besondere Thal, beinahe jedes einzelne Dorf nährt gegen die Nachbarschaft eine Art forterbender Antipathie, so daß ein Fest, bei welchem Leute aus verschiedenen Bezirken erscheinen, selten ohne Kauferei endet. Und doch verbindet alle bei öffentlichen Landesangelegenheiten der vollkommenste Gemeingeist. (Für Anno Sieben klingt das sehr prophetisch.) Uebrigens ist das Kaufen den jungen Burschen oft auch nur eine gymnastische Übung. — Merkwürdig ist, daß die vornehmsten Käufer, die sogenannten Hagmaier, gewöhnlich die gutherzigsten Leute sind. Sie können vielen Spott mit kaltem Blut ertragen und zeigen ihre Ueberlegenheit lieber, wenn sie bei entstandenen Kaufereien aufgefördert werden, die Kämpfenden auseinander zu bringen, als durch Auftreten in eigenem Namen. Reizbar sind sie nur gegen die Nebenbuhler ihres Ruhms, und wenn solche gegenwärtig sind, so unterlassen sie nie, diese durch Stichelreden und Trutzliedeln herauszufordern. Auch schicken sie an weit entfernte berühmte Kaufbolde eigene Voten mit förmlichen Absagebriefen oder lassen sie auf einen bestimmten Plaz, am liebsten einen besuchten

Wallfahrtsort zum Zweikampf laden, z. B. nach St. Notburg zu Eben, auf den Heizenberg im Zillertale oder auf die hohe Salve im Brigenthale. Beide Streiter erscheinen unfehlbar und wenn sie sich gegenseitig geprüft haben, schließen sie meistens bei einer Kanne Brannntwein ein lebenslängliches Schutz- und Trugbündniß. — Eine mildere Art, seine Kraft zu versuchen, ist das Hackeln, was darin besteht, daß sich zwei Mannsbilder mittelst der gekrümmten Mittelfinger der rechten Hand fassen und aus der gegenseitigen Stellung zu ziehen suchen. Es ist keine kleine Ehre für den besten Hacker der Gegend erachtet zu werden und manchmal trägt's auch etwas ein, denn es wird nicht selten um Kühe und Kälber und um beträchtliches Geld gewettet.“

So lange übrigens im Gebirge geraust wurde, und da, wo sich der Gebrauch erhalten hat, noch zur Zeit, galt und gilt die Hutzierde als das Symbol der Ansprüche, welche der Träger auf Muth, Tapferkeit und Leibesstärke macht. Ist einer zur Hand, der den Schmuck außer Verhältniß zur Mannheit des Inhabers findet, so fordert er ihn zum Kampfe. Unterliegt der Geforderte, so nimmt ihm der Sieger „Feder und Gamsbart“ und pflanzt sie als Helmedecke auf den eigenen Hut. Daher die erste Strophe, die der bayerische Hiesel singt:

I bin der bayerisch' Hiesel
Und kein Jager hat kein' Schneid,
Daß er mir Feder und Gamsbart
Vom Hütel abitheit.

„Die wachsende Schärfe der Polizeigesetze in den letztern Zeiten, sagt Strolz, und insbesondre die Verordnung, daß notorisch bekannte Kausen zum Militärdienst abgegeben werden sollen, hatte immerhin die Folge, daß Kaufereien in

unfern Tagen nicht mehr so häufig vorkommen, als ehemals, während in den achtziger Jahren die Robler noch häufig selbst in der Hauptstadt erschienen, um dort vor den Herrischen ihre Mannskraft zu zeigen.“

„Auch auf die Kunst zu lieben versteht sich der Unterinntaler und überhaupt der Tiroler so gut, als jeder andere Bewohner der Erde; nur unterliegt der erstere gewöhnlich mehr als seine übrigen Landsleute dem Fehler, dem priesterlichen Segen vorzugreifen, hält aber dagegen als Ehemann unverbrüchliche Treue. Alte Jungferschaft ist hier zu Lande übrigens so wenig beneidenswerth als anderswo; alte Jungfern gehören, so will es das Sprüchwort, auf das Sterzinger Moos. Dort sieht man zur Nachtzeit die Geister dieser Unglücklichen in irrenden Flämmlein über dem Moor tanzen.“

Zu einem andern Schnaderhüpfel gibt unser Gewährsmann folgende Erläuterung:

„Da die deutschen Tiroler, besonders die Zillerthaler und alle Bewohner des Unterinntales, große Liebhaber gebrannter Getränke sind, der eigentliche Brantwein aber doch vielen zu kostbar ist, so suchen sie ihn durch Brennung beinahe aller Obstgattungen und Feldfrüchte, verschiedener Beeren und Wurzeln zu ersetzen. Es gibt Brantwein von Äpfeln, Kirschen, Birnen, Zwetschgen, Weichseln, Roggen, Erdäpfeln, Schlehen, Krantwet (Wachholder), Moosbeeren (*vaccinium oxycoccus*), Meisterwurzeln (*imperatoria ostrutium*), Enzian und manche andere Arten mehr. Nicht wenige Bauern haben zu ihrem Hausbedarf einen eigenen Brennofen. Im Zillerthale ist für viele Leute, wenigstens weiblichen Geschlechts, das Graben und Brennen der Meister- und Enzianwurzeln ein ordentlicher Erwerbszweig. Sie bleiben den ganzen Sommer hindurch auf dem höchsten Gebirge, wo sie eigene Hütten haben. Viele ziehen in

dieser Absicht ins südliche Tirol, auch nach Kärnthen, Steiermark und Schwaben. Beinahe jeder Knecht und jede Bauernmagd hat ein Fläschchen solchen Lebensgeistes in der Gewandtruhe verborgen. Es werden auch förmliche Branntweingefellschaften oder Branntweinhoangasten (Heimgarten) abgehalten, bei welchen sich die jungen Leute der Nachbarschaft, besonders in hohen Gebirgsgegenden, wo keine Wirthshäuser sind, in einem Bauernhause durch Trinken, Tanzen oder ländliche Spiele zu belustigen pflegen; gegen diese Branntweingelage sind ebenfalls schon verschiedene obrigkeitliche Maßnahmen ergangen, doch eigentlich nur für die flachen Landesgegenden, denn auf dem Gebirge, dessen Bewohner hie und da im Winter nicht einmal zu ihrer Kirche kommen können und ihre Todten in einer Kammer bis zum Anfange des Frühlings aufbewahren müssen, ist es wohl nicht ahnungswürdig, wenn sie die langen Abende durch diese einzige Unterhaltung abzufürzen suchen.“

An einem andern Orte wird die herbstliche Heimsfahrt von der Alm geschildert wie folgt: „Der Melcher, mit einem Stöcke bewaffnet, tritt langsamen Schrittes und unter wunderlichen Geberden voran; sein Stolz steht in genauem Verhältnisse zu der Anzahl der Herde und ihrer Schönheit. Hinter ihm drein, an erster Stelle geht jene Kuh, welche das Jahr hindurch auf der Alm bei den oftmals veranstalteten Kuhgefechten die meisten Siege erröchten hat. Sie heißt die Maierkuh und unterscheidet sich von den übrigen durch ihren Kopfschuß und eine am Halse hängende ungeheure Schelle. Hiernach folgen die übrigen Kühe nach der Ordnung. Im Unterinnthale beläuft sich deren Anzahl bei einem einzigen Bauern manchmal auf hundert Stücke. Ein großer Theil derselben ist ebenfalls mit Schellen, Glocken, Blumensträußen und gestickten Schellriemen versehen. Sie

verkünden daher durch das lärmende Getöse schon weit vorher ihre Ankunft. An den Zug der Rühr schließt sich der Galterer, mit seiner Galtherde, Kälbern und Stieren, welche statt eines Halsgeschmeides alle Ketten des Alpenviehes zu tragen haben. Dann kommt der Gaifer mit den Ziegen, der Schafer mit den Schafen, endlich die Saudirn, welche mit ihren grunzenden Jöglingen den feierlichen Zug schließt."

Ueber die Jagd in Tirol erheben wir nachstehende Mittheilung: „Daß es früher eine sehr große Menge Gewildes und reißender Thiere, vorzüglich Bären, Wölfe, Luchse, Gemsen und Steinböcke, Wildschweine, Hirschen, Rehe und verschiedene Arten von Federspiel, besonders Schild- und Auerhähne, Birk-, Stein- und Schneehühner gegeben, davon muß den geübten Jäger schon der bloße Anblick der verschiedenen Landesgegenden überzeugen. Die mit mannichfaltigen Holzarten, mit dem fettesten Grase und mit wohl-schmeckenden Beeren und Kräutern bedeckten Gebirge, aus deren zahlreichen Quellen sich so viele Bäche, Teiche und Seen bilden, reichen dem Gewilde überflüssige Nahrung und die nackten Felsen gewähren ihm auf ihren beschneiten, von Wolken verhüllten Gipfeln sichern Schutz. Einen weiteren Beweis von der in Tirol vorhanden gewesenen Menge des Wildes geben die Jagdgesetze der alten Landesfürsten und ihr ausschließlicher Vorbehalt einiger Thiere, z. B. der Wildschweine im Etischlande und Unterinnthale, von deren Dasein in diesen Gegenden keine Spur mehr erscheint; ferner die vielen, in den Schlössern und selbst in Bauernhäusern aufgesteckten Hörner, Geweihe und Waffen von Raubthieren. Die Lichtung der Wälder und Auen, die Beurbarung der öden Plätze, die Austrocknung der Sümpfe, vorzüglich aber die allgemeine Bewaffnung des Landvolkes und die von diesem vernachlässigte Befolgung der Waid-

mannsregeln dürften wohl die Ursachen des sehr verminderten Wildstandes in Tirol sein."

Diese Verminderung hat in den letzten dreißig Jahren lediglich zugenommen und das edle Waidwerk belohnt sich jetzt in den meisten Gegenden nur mit sehr dürftiger Beute. Wir wollen an diesem wohlgelegenen Orte über den ungefähren Bestand der Gegenwart kurz zusammenstellen, was Staffler darüber mittheilt:

Die Steinböcke und die wilden Schweine sind schon seit langer Zeit vertilgt. Der letzte Eber wurde 1700 in der Umgebung von Kaltern erlegt. Erstere hielten sich ehemals sehr zahlreich in der Floite auf, einem Hochthal hinter Maierhofen, welches sammt dem größten Theile des Zillertales vor der Säkularisirung dem Erzstifte Salzburg gehörte. Sie wurden dort von einigen jagdliebenden Erzbischöfen mit besonderer Sorgfalt gehegt. Man besoldete Wächter und baute ihnen Hütten auf den höchsten Bergen, man verbot sogar Ziegen und Schafe auf die hohen Weidgänge zu treiben. Auch die Kühe, die auf den niedern Alpen weideten, durften keine Glocke tragen und den Melchereuten war jeder Gesang und alles Jauchzen verboten. Diese Sorgfalt für die Thiere erbitterte aber die Menschen; im Jahre 1694 hatten die Wächter in der Floite noch 179 Steinböcke gezählt; im Jahre 1706 wurden die letzten zwölf getödtet. Die Hirsche zeigen sich sparsam in einigen Gegenden des Unterinntals, im obern Wintthgau. Die Gemse kommt in den nördlichen Gebirgen häufiger vor, als in den südlichen. Es ist dort nichts seltenes, Rudeln von achtzehn bis vierundzwanzig Stücken zu gewahren. In Südtirol nährt das Gebirge von Ampezzo die meisten. Rehe und Hasen sind selten; auf hohen Alpen kommt der kleine weiße Schneehase vor, der wegen des Genußes der edlern Kräuter ein sehr schmackhaftes Fleisch bietet. Außer

Tirol und der Schweiz kennen ihn wenige Länder. Das Murmeltier, in gewöhnlicher Sprechweise Murmentel, hat nur in einigen Hochgebirgen des Nordens, z. B. im Raunserthale, im Pitz- und Dexthale, in der obern Gegend des Paznauns, in den Seitenthälern des Wippthales seinen Aufenthalt. Es hat wenig Werth und das Fleisch ist nicht allgemein beliebt.

An Federvild hegt das Land die edelsten Gattungen, als den Auerhahn, den Birk- oder Spielhahn, das Schneehuhn, das Haselhuhn, das Steinhuhn und das Rebhuhn. Auerhahn, Spielhahn und Schneehuhn lieben das Hochgebirge, Haselhuhn, Stein- und Rebhuhn wärmere Lagen. Das seltenste ist das Haselhuhn, wegen seines zarten Fleisches am höchsten geschätzt.

Unter den reißenden Thieren steht obenan der Bär. Er ist hin und wieder zu treffen, zumeist in den Seitenthälern des Wippthales, im obern Vinschgau, ja im Hochgebirge bis Schlanders herab, im Ultenthale und seiner Umgebung, an der Mendel bei Kaltern, auf dem Ronsberg, in Fleims, selbst bei Bezzano und bei Ma. Auch im Rusterthale bei Sillian läßt er sich zuweilen sehen. Die Bären thun großen Schaden an den Feldfrüchten, vorzüglich in den Weingütern, da sie die Trauben ganz besonders lieben. Vor zwei Jahren ließ sich ein solches Unthier selbst in den Weinbergen von Lebenberg spüren. In der That stieg auch ein Jagdliebhaber von Meran zum gastlichen Schlosse hinauf und kam zwar nicht mit dem Bären nach Hause, aber doch mit einem Affen.¹ — Der Wolf ist vorzüglich im Matscher Thale, auch auf dem Ronsberge und in der Balfugana zu treffen. Die wälschen

¹ Später wurde der Bär, ein Riesene Exemplar, gleichwohl noch in den Weinbergen von Lebenberg erschossen. Sein Fell wird jezt noch als Trophäe gezeigt.

Bezirke sind überhaupt reicher an Bären und Wölfen, als die deutschen. Seltener als beide ist der Luchs; er findet sich nicht ungerne in den Gebirgen, die gegen Bayern abfallen und im Vinschgau. Die kleinern Raubthiere, als Dachs, Fuchs, Marder, Iltiß und Wildkatze, sind allenthalben im Lande verbreitet. Unter den geflügelten Raubthieren sind der Lämmergeier und der Uhu, in Tirol Buhin genannt, hervorzuheben. Ersterer nistet in unzugänglichen Felsgebirgen, letzterer in altem Gemäuer, in den verfallenen Burgen des Tiroler Adels. — Die Erleger der Raubthiere erfreuen sich bestimmter Belohnungen. Für einen Bären werden 30, für eine Bärin 40 Gulden, für Wolf und Wölfin 25 und 30, für Luchs und Luchsin 20 und 25 Gulden bezahlt. Da im Durchschnitte jährlich zwanzig Bären, zwölf Wölfe und zwei Luchse getödtet werden, so hat die Regierung ungefähr 1000 Gulden an Belohnungen (Taglien) zu entrichten. Der leidenschaftlich betriebene Vogelfang der Wälschtiroler ließe sich hier auch hereinziehen; indessen sind wir schon zu lange auf einem Abwege und verlassen daher das Gethier des Waldes und der Luft, um zu den Zillerthalern zurückzukehren.

Das Wesen dieses Thalvolkes schildert sich nun in seinen Schnaderhaggen mit seinen eigenen Worten recht deutlich und greifbar. Es zeigt sich darin eine derbe Sinnlichkeit, viele Freude am Leben und an der Liebe, viele Lust an der eigenen Stärke und am Kampfe, ganz nach Art des bajuvarischen Stammes, in dessen Bereiche, wie man schon vor sechshundert Jahren wußte,

Von Streiten redet mehr ein Knecht, dann dreißig anderswo.

Nach allen ältern Schilderungen der Zillerthaler muß man annehmen, daß sich unter ihnen das altgermanische „Wüthen,“ jene ungebändigte, überschäumende Lebenslust

am längsten erhalten habe. Viel mag dazu beigetragen haben, daß das Thal fast seit einem Jahrtausend dem Erzstift Salzburg unterthan gewesen und daß man sich in der fernen Hauptstadt um Sitten und Gebräuche der Zillertthaler wenig kümmerte. Manche Gewohnheit und manches Herkommen ist jetzt verschwunden, ein Abgang, der viel Charakteristisches vernichtet hat, indessen nicht in jedem Stücke zu bedauern ist, da der Gesittung überall ein Recht über die Rohheit zusteht. Wenn man aber jede erlaubte Lebensfreude abthun will, so wird das Volk äußerlich zwar trübseliger werden, aber innerlich nicht besser. Seitdem der Jugend die Erholung im Thale verboten ist, kommt sie desto häufiger auf den einsamen Berghöfen zusammen, wo bei einem Fäßchen Branntwein wie in der guten alten Zeit die Zither schallt und tief in die Nacht hinein der heiße Tanz fortwogt.

Sene Richtung ist übrigens hier noch zu neu, um bereits wesentlich eingewirkt zu haben, und der Zillertthaler ist mit seinem Nachbar im Unterinntale noch immer der fröhlichste der Tiroler. Seine heitere Laune hat ihn auch als Handschuhhändler allenthalben empfohlen und ist nicht der verächtlichste Theil seines Capitals. Indessen wird selbst diese Anlage den Abnehmern zu Liebe kunstmäßig ausgebildet und mit dieser Ausbildung sind denn auch schrittweise die Anforderungen gestiegen, die man im deutschen Reiche, zumal in seinen nördlichen Gegenden an einen ächten Tiroler stellt. Der Zillertthaler gibt sich daher draußen ganz anders als zu Hause, wo er sich zwar frisch, lebendig und nicht schüchtern zeigt, aber höflich, gescheidt und schicklich; während er dort den naiven Schalksnarren, den alpenhaften Klüpel spielt und zur Beglaubigung seiner Aechtheit auch jedermann duzt, was so zu sagen eine Hauptsache ist. Liebhabern solch anmuthiger Vertraulichkeit können

wir die Versicherung geben, daß sie auch nur auf ihre Rechnung improvisirt wird. Es ist nämlich in ganz Tirol kein Ort mehr, wo nicht schon die reifere Jugend recht gut und fertig mit dem Sie oder doch mit dem Ihr (Es) umzugehen vermöchte. Es wills weder der Curat noch der Schullehrer leiden, daß man sie unehrerbietig duze, und die Zillertthaler lehren daher zu diesem primitiven Zustand nur zurück, wenn sie einmal über der Grenze sind. Jeder, der die interessante Bekanntschaft des drolligen Handschuhhändlers auf einem deutschen Markte gemacht, wird sich verwundern, wenn er ihn in seiner Heimath wieder findet, wie er da still und ruhig seinen häuslichen Arbeiten nachgeht. Indessen sind die Erfahrungen, welche in der Fremde gewonnen werden, nicht für alle ganz verloren; es gibt immerhin solche gereiste Schelme, welche beim Erscheinen eines fremden Alpenfreundes sich von freien Stücken in die Märs versetzen, die, wie sie wissen, jener für national hält. Sie beginnen also im tiefsten Frieden mit den Füßen zu stampfen, mit den Fingern zu schnalzen, in die Höhe zu hüpfen, Schnaderhaggen zu singen und idyllische Albernheiten zu schwätzen; sie bieten einem reisenden Gelehrten zu hackeln an oder fragen einen decorirten Hofrath: Magst nicht raufen? Die andern etwa anwesenden Bauernsöhne lachen über den Schalk, während der Fremde zur Besiegelung der neuen Freundschaft gerne eine Halbe setzt. Weil man nun aber schon weiß, daß die Fremden ins Thal nur hereinreisen, um recht liebenswürdig zu sein, und jede Gnade gewähren, die man in älplerischer Treuherzigkeit anspricht, so hat sich allmählig unter Jung und Alt eine Geneigtheit zu betteln und zu heischen eingestellt, die selbst die Geduld des gutmüthigsten Touristen ermüden könnte. Wenn man sich zum Beispiele am Sonntag Morgens etwa zu Zell eine Stelle aussucht, an der die Kirchengänger vorüber müssen,

so wird man nicht allein der angenehmen Ueberschau der Andächtigen, der schönen Mädchen, der schlanken Buben und kräftigen Mander, sich erfreuen, sondern auch genug Gelegenheit finden, eine Menge von Leuten, jedes Alters und Geschlechts, zu verbinden. Zuerst kommt etwa einer, der dich um eine Pfeife Tabak anspricht und auch für seine Freunde in die Tasche schiebt, dann wird dir einer voll Einfalt anvertrauen, wie er schon das ganze Hochamt über so viel Durst ausgestanden, daß er den festen Glauben habe, der gütige Herr werde ihm ein Seidel Wein zahlen; ein blondlockiger Junge nimmt dich bei der Hand und geleitet dich lächelnd zu einer lächelnden Höslerin, wo du ihm Zibebenbrod kaufen sollst; ein anderer bittet sich Birnen aus und andere, die theilnehmend herbeigesprungen, zeigen schmeichelnd auf die schönen Äpfel oder die süßen Zwetschgen, die daneben stehen. Ueberdieß findet sich vielleicht auch ein Mädchen, das sich beim Einblick in die offene Börse erinnert, wie gut ihr eine neue Hutschnur stehen würde, oder eine andere, die ein seidenes Halstuch wünscht. Du wirst allmählig etwas vorsichtiger, und so kann es kommen, daß du einem gebückten Greise, der dich mit dringender Herzlichkeit um ein Trachele Branntwein bittet, deine Hülfe versagen mußt, weil du dasselbe Begehren in der letzten Viertelstunde schon einem halben Duzend anderer abgeschlagen oder auch, weil du keinen Kreuzer mehr in der Tasche hast.